

Text: Mathias Orgeldinger

Virenschutz für alle Seehunde

Nach gründlicher Abwägung impfen Wissenschaftler Robbenbestände, um der Gefahr einer Epidemie vorzubeugen

Der Begriff Wildtiermanagement ist ein Widerspruch in sich. Entweder lebt ein Tier in der Wildnis, wo es nur den Gesetzen der Natur gehorcht, oder es wird von einem Manager – das ist der Verwalter eines ökonomisch ausgerichteten Unternehmens – in seinem Dasein eingeschränkt. Zootiere sind keine Haustiere, sondern Wildtiere, deren Körperbau, Physiologie und Verhalten so weit wie möglich erhalten bleiben soll, damit man sie bei Bedarf auswildern kann. Wenn ein Zoomitarbeiter ein Gehege einrichtet, Futter zusammenstellt, den Tagesrhythmus bestimmt und für eine stressfreie Gruppenstruktur sorgt, indem er zum Beispiel überzählige Männchen tötet, dann managt er diese Tierart aufs Äußerste. Und niemand wird bestreiten, dass bei der Frage, welche Tierarten im Zoo wie präsentiert werden, auch wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle spielen. Noch bedeutsamer wird der ökonomische Aspekt in der Forstwirtschaft. Die Tierwelt des heimischen Wirtschaftswaldes wird in hohem Maße vom Menschen reguliert. Dies betrifft nicht nur Rehe und Hirsche, die ein Förster über den Winter füttert, durch Zäune von Jungbäumen fernhält und zuletzt nach festgeschriebenen Regeln abschießt. Jeder Baum, der ins Sägewerk abtransportiert wird, fehlt unzähligen Insektenarten, Vögeln und Fledermäusen als Lebensraum und Nahrungslieferant. An dem geringen Anteil von Totholz lässt sich leicht ablesen, wie weit der Forst von einem naturnahen Wald oder einem echten Urwald entfernt ist. Waldbesitzer und Förster waren schon immer Wildtiermanager, der Begriff wurde aber erst in jüngster Zeit mit dem Auftreten längst ausgerotteter Tierarten populär. In Bayern entwickelt die Arbeitsgruppe „Große Beutegreifer“ Managementpläne für Luchs, Wolf und Bär. Ein Ausgleichsfonds entschädigt Landwirte, deren Nutztiere gerissen oder verletzt werden. Ein Beispiel für erfolgreiches Wildtiermanagement ist die Tollwut-Schutzimpfung für Fuchse. Von 1983 bis 2008 wurden in Deutschland Köder mit dem Impfstoff gegen Tollwutviren ausgelegt. Seither gilt Deutschland offiziell als „tollwutfrei“. Die Infektionskrankheit, die meist durch einen Biss übertragen wird, endet für Mensch und Tier in der Regel tödlich. Zwar können alle Säugetiere und sogar Vögel erkranken, doch die größte Gefahr für den Menschen geht vom Haushund aus, der von einem infizierten Fuchs gebissen wurde. Die Bestandsregulierung und Impfung der Fuchse diente in erster Linie dem Schutz des Menschen.

Drastischer Rückgang vieler Tierarten

Wildtiermanagement war und ist überall dort gängige Praxis, wo Wildtiere gehalten oder genutzt werden oder mit dem Menschen im Interessenskonflikt stehen. Und natürlich gibt es einige Beispiele von Tierarten, denen aus ethischen Gründen und ohne ein ökonomisches Interesse geholfen wurde, weil sie kurz vor dem Aussterben standen. Für alle anderen Wildtiere galt lange Zeit das ungeschriebene Gesetz der Tierfilmer: „Nicht anfassen, nicht eingreifen!“- Doch langsam wird uns bewusst, dass wir bereits im Anthropozän leben, dem vom Menschen beeinflussten Erdzeitalter. Umweltverschmutzung, Lebensraumverlust und Klimawandel führen immer schneller zu einem dramatischen Rückgang von immer mehr Tierarten. Sollte der Mensch, der für diesen Rückgang verantwortlich ist, dazu übergehen, bedrohte Spezies in freier Wildbahn zu managen? Prophylaktisch? Indem er etwa einen Meeressäuger gegen einen gefährlichen Virus impft, obwohl die Krankheit bei dieser Tierart noch gar nicht ausgebrochen ist? Charles Littnan, Leiter des Hawaiian Monk Seal Research Program (HMSRP), eines Instituts zur Erforschung der Hawaii-Mönchsrobbe, hatte diese Option bereits in Erwägung gezogen, als 2010 ein Longman-Schnabelwal auf der hawaiianischen Insel Maui strandete, der mit einem Virus infiziert war. Littnan wusste, dass dieses Virus in der Arktis, im Atlantik, dem Mittelmeer und dem Nordpazifik schon Zehntausende Robben und Delphine getötet hatte.

Sein Auftreten im Zentralpazifik stellte eine unmittelbare Gefahr für die letzten etwa 1400 Hawaii-Mönchsrobben dar, von denen nur sieben in Menschenobhut leben. Denn die Robben mit dem schönen Namen *Neomachusschauinslandi* hatten noch keinen Kontakt mit dem Morbillivirus und folglich keine Immunabwehr. Ihre geringe genetische Diversität machte sie außerdem besonders anfällig für eine tödliche Epidemie. Doch Littnan wusste auch, dass er von den amerikanischen Behörden niemals die Genehmigung bekommen würde, die Tiere aktiv zu impfen. Denn dies hätte bedeutet, einen abgeschwächten Krankheitserreger als Lebendimpfstoff in die „unberührte Natur“ einzubringen. Das Dilemma konnte nur mit molekulargenetischen Methoden gelöst werden. Mit der Gentechnik lassen sich „rekombinante Impfstoffe“ herstellen, die im Körper eine Immunabwehr auslösen, obwohl das Virus gar nicht aktiv ist. So gelang es einem Team aus amerikanischen Tierärzten einen für Frettchen entwickelten Totimpfstoff gegen Morbilliviren an fünf Seehunden zu testen, die im SeaWorld-Park in San Diego gehalten wurden. Der Versuch war erfolgreich und wurde 2013 veröffentlicht. Er zeigt, wie wichtig es ist, Tiere in Menschenobhut veterinärmedizinisch zu erforschen, um ihren Verwandten im Freiland helfen zu können.

Gut die Hälfte der Population erreicht

Charles Littnan begann 2016 mit der Impfung von Hawaii-Mönchsrobben an ihren Liegeplätzen. Stand Februar 2020 hat das Team aus Veterinären, Zoo-Mitarbeitern und Dutzenden von saisonalen Freilandforschern bereits 764 der circa 1.400 Tiere zählenden Gesamtpopulation geimpft. Die Kosten belaufen sich auf 30 US-Dollar pro Tier. „Wir haben wahrscheinlich bei einigen Teilpopulationen 60 bis 90 Prozent der Tiere geimpft und damit in vielen Teilen des Verbreitungsgebietes eine Immunität gegen das Virus erreicht“, erklärt Littnan. Das Impfprojekt sei das erste an einer Wildtierpopulation mariner Säugetiere weltweit.